

Der Stadtarzt von Basel, Marc Morlot, wurde 1593 nach Bern berufen und begründete dort, 1600 eingebürgert, die noch blühende Familie. Die Basler Linie scheint ausgestorben zu sein. – So viele Locarner nach Basel zogen, ein Muralt befand sich nicht unter ihnen.

Am Schlusse einer leider nicht über den Anfang des 17. Jahrhunderts hinaufreichenden, äußerst kargen Rechenschaft über die wirtschaftliche Bedeutung der Tessiner Flüchtlinge in Basel angelangt, kann trotz allen Lücken des zu Grunde liegenden Materials festgestellt werden, daß die Locarner auch in Basel, wie in Zürich, unter einem sozialen Druck neue Formen des Handels und der gewerblichen Produktion einführten und einer in sich geschlossenen neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die Bahn ebneten, indem sie aus der Enge der Zunftwirtschaft mit unwiderstehlicher Sicherheit zu den weit fortgeschrittenen industriellen Zuständen des Südens, zu der verlagsweisen Manufaktur und zu den Anfängen des Fabrikbetriebes hinüberführten. Welchen Anteil die Locarner an der Weiterentwicklung dieser neuen, kapitalistischen Wirtschaftsweise in Basel hatten, läßt sich leider, zufolge ungenügender Erforschung, noch nicht nachweisen. Wie groß er in Zürich war, soll im nächsten Heft dieser Zeitschrift gezeigt werden.

Italienischer Humanismus und Zwinglis Reformation

Zu den Büchern von Delio Cantimori und Rudolf Pfister

Von LEONHARD VON MURALT

Delio Cantimori, Italienische Häretiker der Spätrenaissance.

Deutsch von Werner Kaegi. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1949 (XIII und 509 Seiten).

Professor Werner Kaegi in Basel hat sich mehrmals in hervorragender Weise als Übersetzer in den Dienst der Wissenschaft gestellt. Er ist der geniale Interpret des holländischen Kulturhistorikers Jan Huizinga gewesen. Seine Übersetzungskunst ist nicht nur meisterhafte Beherrschung der fremden und der deutschen Sprache, sie ist immer auch geistige Mitarbeit, Vertiefung in den geschichtlichen Gegenstand, zu dem er sich aus eigenen geistigen Interessen heraus hingezogen fühlt. Daß

er auch der berufene Übersetzer des großen Werkes von Cantimori ist, bewies er durch seine Gedenkrede auf Sebastian Castellio¹. Wir dürfen dabei nicht übersehen, wie bedeutungsvoll die geistige Welt dieser Italiener für Basel wurde. Kaegi zeigt uns das vor allem im I. Band seiner Jacob-Burckhardt-Biographie². Darin teilt er mit, daß sich Celio Secondo Curione als einer der frühesten Schüler Zwinglis habe fühlen dürfen. Mit Castellio protestierte er 1554 gegen die Verbrennung Servets. Er gehörte geistig und physisch zu den Ahnen Jacob Burckhardts.

Cantimori versteht unter Häretikern nicht allgemein im Sinne der katholischen Kirche alle Anhänger der Reformation, sondern „religiöse Individualisten auf humanistischer Grundlage: Menschen, die sich gegen jede Form einer organisierten, kirchenmäßigen Religionsgemeinschaft sträuben“ (S. VII). „Diese italienischen Humanisten waren Häretiker für alle Welt: sie waren es für Katholiken, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, und auch noch über diese Kreise hinaus trafen sie auf Mißtrauen“ (S. VII). Doch waren sie Träger des italienischen Humanismus: „Man kann sagen, daß Celio Secondo Curione, Lelio und Fausto Sozzini, Jacopo Aconcio zu den Männern zählen, die außerhalb ihres Vaterlandes den ursprünglichsten, zukunftsreichsten Inhalt des italienischen Humanismus in seiner unmittelbaren Form entfalten mit dem Ziel einer vollkommenen Bildung des menschlichen Geistes und einer Wiedereinsetzung des Menschen als eines Schöpfers von Leben und Geschichte“ (S. VIII). Das wundervolle Buch, in welchem Cantimori, wie er selbst sagt (S. VI) zwischen Ideengeschichte, Geschichte der geistigen Zusammenhänge, und Personengeschichte, eigentlicher historischer Erzählung, schwankt, gibt einen vollen, umfassenden Überblick über das persönliche Schicksal und die geistige Welt dieser Italiener, über ihren Einfluß auf alle, welche ihnen begegneten, und auf den oft tragischen Ausgang ihres Lebens. Es ist für uns heute, mögen wir geistig stehen, wo wir wollen, völlig selbstverständlich, daß wir in der Forderung der Toleranz von seiten des Staates und der Gesellschaft gegenüber religiösen und philosophischen Lehren und Publikationen diesen Männern uneingeschränkt beistimmen.

¹ Castellio und die Anfänge der Toleranz. Gedenkrede, gehalten am 19. Juni 1953 in der Aula des Museums von Prof. Dr. Werner Kaegi, mit einer Einführung des Rektors Prof. Dr. Walther Eichrodt. Basler Universitätsreden, 32. Heft. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1953.

² Werner Kaegi, Jacob Burckhardt. Eine Biographie. Band I: Frühe Jugend und Baslerisches Erbe. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1947. S. 61–68.

Wir bedauern tief, daß es den Reformatoren, Luther und Zwingli genau wie Calvin Servet gegenüber, nicht gegeben war, den unerbittlichen geistigen Kampf um ihre Glaubenserkenntnis unterscheiden zu können von der äußern Existenz im öffentlichen Leben.

Cantimori weist auf den Ursprung der Geisteswelt der italienischen Häretiker aus der platonischen Akademie von Florenz hin und schreibt: „Noch ein anderes Motiv des ficinischen Platonismus und der Philosophie Picos sollten die italienischen Häretiker wieder aufnehmen und in ihrer religiösen Kontroverse gegen Calvinismus und Luthertum weiter ausgestalten: die Betonung des religiösen und christlichen Wertes sittlichen Lebens, die in der Diskussion zum Ausdruck kommt, ob die Heiden von gutem Lebenswandel und erhabenem Denken in das ewige Heil des Christen mitaufgenommen seien oder nicht. Dieses Motiv, das sich Zwingli zu eigen gemacht hat und das der Gegenstand offener Diskussionen unter den florentinischen Platonikern gewesen war, konnte verwendet werden gegen die calvinistische Lehre von der Prädestination zum Bösen; und die Lehre von der Naturreligion, die hier vorausgesetzt war, konnte weit ausgestaltet werden, wenn man innerhalb der Reformation jene Hochwertung des Menschen betonen wollte, die in ihr verloren zu gehen schien. Wer dem Imperativ der ‚virtus universalis‘ Folge leistete, muß nach Ficinus als Kind des göttlichen Vaters anerkannt werden und wird Heil und Seligkeit empfangen. Von hier erhält die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die von den Reformatoren im Sinne einer allmächtigen Gnade soweit getrieben werden sollte, daß zwischen Gott und Mensch ein Abgrund entstand, bei Ficinus ihre richtigen Proportionen, indem er sie mit einer universalen und natürlichen Religion in Zusammenhang brachte, deren Hauptgedanken einerseits in der ‚fides‘, andererseits in der ‚iustitia universalis‘ lagen“ (S. 4–5). Liegt darin nicht ein Mißverständnis des reformatorischen Glaubens von seiten Cantimoris vor? Er übersieht, daß die Reformatoren gerade wieder entdeckt haben, daß der infolge und durch die Sünde entstandene Abgrund zwischen Gott und den Menschen durch die Gnade überwunden und aufgehoben ist und der Mensch in der Gewißheit der Gnade gute Werke tut, wie es Luther ganz zu Beginn seiner reformatorischen Hauptschriften im „Sermon von den guten Werken“, 1520, gezeigt hatte. Gerne stimme ich Cantimori zu, wenn er die Auffassung der Florentiner Platoniker und dann auch die der ‚Häretiker‘ als eine moderne bezeichnet, die ein uns modernen Menschen näherliegendes Menschenbild gibt, als es das refor-

matorische war. Ich glaube aber doch ernstlich fragen zu müssen, ob nicht auch für unsere moderne Welt, von 1500 bis 1900, und erst recht seither, das reformatorische Menschenbild den Menschen nicht eben so sieht, wie er wirklich ist. Und ist nicht die ‚natürliche Religion‘ vor dem Kreuz Christi ein schöner Traum?

Abgesehen von dieser allerdings für die ganze historische Darstellung entscheidenden Standpunktfrage bleibt das reiche Werk Cantimoris unschätzbar aufschlußreich. Ihm in allen Teilen hier nachzugehen, versagt uns der Raum. Überall sieht Cantimori die geistigen Zusammenhänge, so zwischen Täufertum und Antitrinitarismus. Servet erhält eine wertvolle Würdigung. Mit Recht betont Cantimori dessen christozentrische Auffassung wie den Umstand, daß seine Kritik an der Trinität nicht aus rationalistischen Voraussetzungen, sondern aus seinem brennenden religiösen Enthusiasmus zu verstehen sei (S. 40). Die italienischen Häretiker fanden zuerst Zuflucht und Wirkungsfeld in Graubünden, dann in Zürich. Basel war für sie noch anziehender, der Geist des Erasmus dort noch nicht erloschen, die tolerante Praxis des Rates darauf bedacht, geistig bedeutsame Persönlichkeiten festzuhalten. Umfassend werden wir über Bernardino Ochino, der ja dann eine Zeitlang Prediger der Locarner in Zürich sein sollte, unterrichtet. Wie packt uns die Schilderung von Lelio Sozzini, der immer zweifelt, alles kritisch prüft, nach dem Wahren auf steter Suche ist. Immer sucht er das Gespräch mit den Reformatoren, in Wittenberg, in Krakau, dann wieder in Zürich, setzt sich mit dem Consensus Tigurinus auseinander, sammelt die kritischen Äußerungen anderer. Von den Zürchern bezeugt er Melanchthon, sie seien die milderen: „Et mitiores sunt Tigurini“ (S. 131). Bullinger glaubte an den ehrlichen Sucherwillen Sozzinis und erkannte erst nach dessen Tod, daß er unmerklich zum systematischen Zweifel übergegangen war. Cantimori selbst formuliert: „Für diese Italiener beschränkte sich die Reformation leichthin auf die spiritual und subjektiv verstandene Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben . . . auf den radikalen, wenn auch bloß innerlichen Bruch mit der römischen Kirche und auf eine extreme Simplifikation des Dogmas“ (S. 141). Damit „gefährdeten sie den Wiederaufbau der christlichen Gesellschaft, wie ihn die Reformatoren sich vornahmen“ (S. 143).

„Aber angesichts der oft einseitigen Betonung der Notwendigkeit des Erhaltens, um nicht das kaum recht begonnene Werk zu gefährden, brachten sie das ursprüngliche Motiv der Reformation in seiner Rein-

heit zur Geltung“ (S. 145). Gewiß, sofern darunter die Unmittelbarkeit der Glaubensgewißheit verstanden wird, die sich aber bei den Reformatoren mit völliger Klarheit nicht etwa auf einen individuell wechselnden und zufälligen Besitz von Eingebungen des Geistes richtet, sondern auf die Realität des Kreuzes und der Auferstehung Christi, an der sich unser Menschsein entscheidet.

Der Kampf um die Toleranz zeigt wohl auf beiden Seiten ein gewisses Mißverständnis. Calvin hatte recht, wenn er die unbedingte Wahrheit des Wortes Gottes in Jesus Christus verteidigte, er irrte, wenn er daraus die Konsequenz zog, Staat und Gesellschaft hätten Gegner dieses Glaubens zu verfolgen. Die Sammler und Verfasser des berühmten Werkes „De haereticis an sint persecuendi“, das in Basel 1554 erschien, wollten die Glaubensfrage offen lassen. Allerdings beanspruchten auch sie, übergreifende Wahrheit zu kennen und zu lehren.

Eingehend schildert Cantimori den Zusammenhang zwischen italienischen Häretikern und evangelischen Locarnern. Antonio Mario Besozzi leistete letzteren den großen Dienst, nachzuweisen, daß die Verdächtigung nicht begründet war, unter ihnen herrschten täuferische Lehren (S. 262). Die Gemeinde folgte kaum als solche den Auffassungen Ochinos, die er in Zürich nicht verschweigen konnte; nachdem er versucht hatte, diese Schwierigkeiten zu übersehen, mußte sich Bullinger schließlich gegen Besozzi und Ochino entscheiden. Ersterer fand für zwei Jahre und einige Monate Aufenthalt in Basel, letzterer starb in Mähren.

Später tritt Fausto Sozzini am meisten hervor. Wir können aber hier nicht einmal alle nennen, denen Cantimori in seinem Werk ein so schönes Denkmal setzt. Das Ganze zeigt, indem es den Ideen und Schriften der italienischen Häretiker oft bis in die kleinsten Einzelheiten hinein mit minutiöser Sorgfalt nachgeht, schließlich den großen geistigen Zusammenhang von der Renaissance in Italien zur Aufklärung, einen Zusammenhang, der in tragischer Auseinandersetzung mit der Reformation, aber auch von ihr reich befruchtet und sie wiederum bereichernd, vom 15. zum 17. Jahrhundert hinüberleitet.

Rudolf Pfister, Um des Glaubens willen. Die evangelischen Flüchtlinge von Locarno und ihre Aufnahme zu Zürich im Jahre 1555. Evangelischer Verlag AG, Zollikon-Zürich 1955 (158 Seiten).

Auf Anregung des uns so früh entrissenen Dr. Arthur Frey schrieb Rudolf Pfister neu die Geschichte der evangelischen Gemeinde Locarno.

Natürlich fragen wir, ob denn neben Ferdinand Meyers für uns heute noch unentbehrlichem und unschätzbarem Werk überhaupt eine neue Darstellung möglich sei und etwas zu sagen habe. Ganz abgesehen davon, daß Meyers beide Bände nicht mehr in jedem Hause zu finden sind und unsere rasch lebende Zeit nicht mehr die Geduld aufbringt, ein so ausführliches Werk zu lesen, Pfister also einen höchst notwendigen Dienst erfüllt, wenn er die Ereignisse von 1555 unserer Generation und der Jugend vor allem neu erzählt, darf doch mit Nachdruck anerkannt werden, daß der Kirchenhistoriker Pfister wesentliche Dinge auf Grund neuer Nachforschungen in den Quellen bestimmter aufzuzeigen vermag, als es dem ersten historischen Forscher und Staatsarchivar möglich gewesen war. Wir wollen hier die Dinge nicht noch einmal nacherzählen, dafür aber betonen, daß sich die Darstellung Pfisters durch große Präzision in allen Fragen, den theologischen wie den staatsrechtlichen im Bereiche der zwölf in Locarno regierenden eidgenössischen Orte, ja auch in wirtschaftlichen Fragen auszeichnet. Ein ganz neues Kapitel handelt über die „Nachwirkungen des Protestantismus in Locarno“. In der Stadt übten noch viele passiven Widerstand gegen die Rekatholisierung. „Die freudige Rückkehr zur Kirche Roms blieb aus“ (S. 104/105). Deshalb blieben die katholischen Orte so mißtrauisch gegen das Wiederbetreten der alten Heimat durch die Ausgewanderten. Pfister geht den noch jahrelang dauernden Bemühungen der katholischen kirchlichen und weltlichen Behörden nach, die Vogtei Locarno wieder rein katholisch zu machen. Die römische Kirche wollte um keinen Preis südlich der Alpen einen Herd der Reformation dulden. Der Geist des Konzils von Trient, 1563 abgeschlossen, drang schließlich durch. Das Bändchen ist sehr gut illustriert. Aus Privatbesitz sind drei Blätter von sechsen als Tafeln gegeben. Sie veranschaulichen in Wort und Bild die Geschichte der Locarner; sie sind offenbar jeweils von einer Familie gestiftet, die auf dem betreffenden Bild ihr Wappen zeigt. So lassen die Orelli den Auszug aus Locarno schildern, zu Pferd und zu Fuß, mit schwerem Gepäck beladen; die Muralti erzählen den Übergang über das Gebirge auf engem Saumpfad – es soll den San Bernardino darstellen –; die Duni zeigen die Ankunft der Locarner auf den Schiffen unmittelbar vor Zürich. Man erkennt die Stadtmauern am rechten Seeufer, Stadelhofen und den Zürichberg. Eine vierte Tafel bringt das bekannte Bild von Heinrich Bullinger, 1557, gemalt von Hans Asper. Alle sechs Blätter zur Locarner Geschichte hat Leo Weisz am 15. Mai 1955 in der „Neuen Zürcher

Zeitung“ veröffentlicht. Wir möchten das hier ausdrücklich registrieren und herzlich dafür danken.

Das wertvolle Werk Pfisters wird lange ein Hausbuch evangelischer Familien sein.

Rudolf Pfister, Die Seligkeit erwählter Heiden bei Zwingli. Eine Untersuchung zu seiner Theologie. Evangelischer Verlag AG, Zollikon-Zürich, 1952 (134 Seiten).

Cantimori berührte auch die Frage, ob denn nicht unter den Reformatoren Zwingli insofern eine Ausnahme gebildet habe, als er ja auch, wie die Florentiner Platoniker, von der Seligkeit erwählter Heiden sprechen konnte, besonders in seiner Schrift an König Franz I. von Frankreich, 1531. So fühlte sich eben mancher italienische Häretiker nach Zürich hingezogen, weil er dort auf Verständnis für seine humanistisch-philosophischen Grundlagen rechnen konnte, die ja auch diejenigen Zwinglis zu sein schienen.

Wir sind Rudolf Pfister sehr dankbar, daß er dieser Frage in einer sorgfältigen Untersuchung nachgegangen ist. Pfister behandelt im I. Teil „Die Religion der Heiden“, zuerst „Gottes Offenbarung in der Schöpfung“. Für Zwingli ergibt sich, „daß der Mensch als Geschöpf Gottes dessen Kraft und Gottheit aus den Werken der Schöpfung erkennen konnte, si integer stetisset; zweitens . . ., daß alle Menschen um den Willen Gottes, um Gut und Böse wissen, weil ihnen die imago als lex naturae eingeprägt ist“ (S. 21/22). Dann entsteht die Möglichkeit, daß heidnische Philosophen Gottes- und Wahrheitserkenntnis haben können. Sie ist aber nicht etwa eine der göttlichen Offenbarung in der Bibel entgegengesetzte, sondern überhaupt nur dann Wahrheit, wenn sie dieser entspricht. Sie ist Wirkung des Heiligen Geistes. Auch das natürliche Gesetz ist nichts anderes als der Geist Gottes. Nur auf Gott bezogen kennt also Zwingli, so zeigt Pfister scharf, einen universalen Wahrheitsbegriff. Die von den Heiden erkannte Wahrheit muß am Wort Gottes geprüft werden. Das gilt auch für die Tugenden der erleuchteten Heiden. Im II. Teil wird „Die Seligkeit erwählter Heiden und ihre Begründung“ dargestellt. Unsterblichkeit, Jenseitsvorstellungen und das Gericht werden besprochen. Die Heiden sind nicht an und für sich verworfen, aber der Entscheid über sie fällt nach ihrem echten Gehorsam dem ihnen bekannten Gesetz gegenüber. Zugang zu Gott haben die Heiden nur durch Christus. Zwingli wiederholt immer wieder: Niemand kommt zum Vater als durch

den Sohn. Gott allein führt die Menschen zu Christus und durch Christus zur Seligkeit. Die Erwählung ist entscheidend. „Vom zwinglischen Verständnis der Erwählung her, die sich nicht unter allen Umständen im Glauben des electus realisiert, steht die theologische Möglichkeit offen, daß es erwählte Heiden gibt; der numerus electorum greift über den numerus der wahrhaft Glaubenden hinaus; es gibt electi, die glauben, und solche, die noch nicht glauben. Trotzdem hält Zwingli dafür, daß sich bei den Heiden Zeichen ihrer Erwählung feststellen lassen“ (S. 73). Zwingli folgert aus dem freien Handeln Gottes die doppelte Prädestination, wie es auch Luther und Calvin taten, obschon er damit nach genauem Verständnis des Neuen Testaments, das diese Folgerung nicht zieht, zu weit geht. Die Seligkeit versteht Zwingli als ewiges Leben. Er glaubt, daß unmittelbar nach dem Tode die unsterbliche Seele in den Himmel emporfliegen wird. Der Inhalt der Seligkeit ist die *cognitio et fruitio dei*. In der Credo-Predigt, die er 1528 in Bern hielt, sagte Zwingli, daß die Erwählten Gott „vollkommlich besitzend und ynnemend, nießend (*fruuntur*) und weidend“ (S. 81). Die Gemeinschaft der Seligen wird durch die Prädestination bestimmt: „Zu den Seligen haben wir alle zu rechnen, die vor Grundlegung der Welt zum Heil erwählt worden sind, wobei der numerus electorum weder auf die Glaubenden noch auf die Angehörigen des Gottesvolkes im Alten und Neuen Bund (Kinder!) beschränkt ist, sondern ebenfalls gentes oder ethnici in sich schließt. Es will wohl beachtet sein, daß der zwinglische Universalismus nicht auf humanistischer Grundlage beruht, sondern auf der genuin reformatorischen Einsicht, daß Gottes Ratschluß allein über Heil und Unheil verfügt und daß dieser Ratschluß nicht an irgendwelche Grenzen, auch nicht an die Zeichen des Gottesvolkes gebunden ist“ (S. 83). Zu diesen Erwählten gehören solche antike Denker, die eine monotheistische Religionsphilosophie lehren. „Daß es nur einen einzigen wahren Gott gebe, haben ein Sokrates und Plato, ein Pindar, Cicero und Seneca, auch Plinius der Ältere, sicher und klar erkannt, ebenso der ältere Cato“ (S. 34). In der „Expositio“ an Franz I. erscheint die ausführliche Liste:

„1. Vertreter des Alten und Neuen Bundes: die zwei Adame, der erlöste und der Erlöser, Abel, Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Juda, Mose, Josua, Gideon, Samuel, Pinehas, Elia, Elisa, Jesaja und die von ihm geweissagte Gottesgebälerin, David, Hiskia, Josia, der Täufer, Petrus und Paulus – auffallend ist das Übergewicht des Alten Testaments.

2. Vertreter der Antike: Herkules und Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus (Gonatas), Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen.

3. Christliche Staatsmänner: Ludwig der Fromme und die Vorgänger des Königs Franz I., die Ludwige, Philippe, Pipine und alle Vorfahren des Trägers der französischen Krone.“

„Ein Blick auf diesen Katalog“, führt nun Pfister aus, „läßt vermuten, daß er nicht nach grundsätzlichen Erwägungen, sondern ad hoc zusammengestellt wurde. Zwingli verfolgte den Zweck, dem katholischen König Vorbilder von Männern vor Augen zu führen, die in ihrer religiösen Haltung beispielgebend waren, um ihn zu bewegen, der Reformation im katholischen Frankreich die Türen zu öffnen. Der Ad-hoc-Charakter des Seligenkataloges zeigt sich in dem Fehlen von Namen, die man erwartet hätte, wie Plato und Pythagoras, Seneca und Cicero. Das Neue Testament ist sehr dürftig vertreten, und in den Reihen christlicher Staatsmänner vermißt man Theodosius den Großen, der im *commentarius* als Vorbild einer christlichen Obrigkeit bezeichnet wurde. Unsere Beobachtung hat insofern Bedeutung, als sie zeigt, daß die *Expositio*-Stelle nicht das theologische Gewicht besitzt, das man ihr etwa zuschreibt. Zwinglis Lehre von der Seligkeit erwählter Heiden kann nur von der Grundkonzeption seiner Theologie her verstanden werden; will man sie auf die *Expositio*-Stelle mit ihren Parallelen aufbauen, muß sich notwendig ein falsches Bild ergeben, und das Resultat ist eine völlige Mißdeutung“ (S. 86–87). Zwingli geht mit der Nennung bestimmter Heiden über die biblischen Grundlagen hinaus, vor allem auch über das von ihm selbst oft betonte Geheimnis der Erwählung. Pfister erklärt diese Haltung Zwinglis mit dem Holländer Gerard Oorthuys aus des Reformators großer Liebe zur antiken Geisteswelt. Das Lehrstück des *descensus ad inferos* übergang zwar Zwingli nicht, baute es aber auch nicht in soteriologischer Richtung weiter aus (S. 93).

Im III. Teil kommt Pfister noch auf den „dogmengeschichtlichen Ort der zwinglischen Lehre von der Seligkeit erwählter Heiden“ zu sprechen und untersucht, welche Gedanken Zwingli aus Augustin schöpft. Erasmus erweist sich nicht als Quelle Zwinglis, vielmehr zeigt Pfister den deutlichen Unterschied zwischen dem auf dem Thomismus beruhenden Denken des Erasmus und dem reformatorischen Denken Zwinglis: „So steht denn die thomistisch-erasmische Erkenntnistheorie zur augustinisch-reformatorischen Zwinglis in unüberbrückbarem Gegensatz!“ (S. 107). Im *Commentarius* bekämpft Zwingli den ethischen Optimismus

des Erasmus. Wo soll des Erasmus Synergismus in Zwinglis Prädestinationslehre Platz haben? „Daß die beiden großen Geister der Reformationszeit, Erasmus und Zwingli, in dieser eminent wichtigen Frage einander als unversöhnliche Gegner gegenüberstehen, mahnt zur allergrößten Vorsicht, sofern man wirklich daran gehen möchte, in Zwinglis reformatorischer Gedankenwelt die erasmischen Elemente aufzuzeigen. . . . Eine cooperatio kennt Zwingli wirklich nicht, das Heil ist einzig und allein Werk des gnädigen und erwählenden Gottes. Der Synergismus des Erasmus ist eine hohe Mauer zwischen ihm und dem Glauben Zwinglis“.

Mit dem letzten Kapitel schließt uns Pfister den Kreis der hier mitgeteilten Forschung. Es handelt über „Zwinglische Gedanken in ‚De Amplitudine beati regni Dei‘ von Celio Secundo Curione“. Pfister nimmt zunächst in einer Anmerkung Stellung zum Werk Cantimoris und betont: „Cantimori sieht aber die religiöse und geistige Welt seiner ‚Eretici‘ zu einseitig unter dem Gesichtspunkt des erasmischen Humanismus und vernachlässigt die religiöse und theologische Einwirkung der Reformatoren, das heißt ihrer biblisch-reformatorischen Haltung. Mit ihr mußte ja die Lektüre reformatorischer Schriften die Italiener bekannt machen! Cantimori sieht jedoch eben auch Zwingli, den Italienern wohlbekannt, ausschließlich als Humanisten. Daß Zwinglis Denken ‚sostanzialmente umanistico‘, d. h. spiritualistisch blieb, hält sorgfältiger Forschung nicht stand; . . .“ (S. 122, Anm. 2). Dann zeigt Pfister, daß Curione nicht eigentlich dem erasmisch-humanistischen Denken am nächsten steht, sondern dem durch Bullinger interpretierten Zwingli.

Die Untersuchung Pfisters greift im Grunde viel weiter aus, als ihr engeres Thema erwarten läßt. Die Theologie Zwinglis erfährt nach allen Seiten hin Klärung und vertiefte Interpretation. Auf die von manchen, am intensivsten von Walther Köhler aufgeworfene Frage: Christentum und Antike, antwortet die Arbeit Pfisters: Zwingli steht den beiden andern großen Reformatoren ganz nahe und zu Erasmus in deutlicher Distanz, ja im Gegensatz.

Dürfen wir an dieser Stelle einen kurzen Rückblick auf die Zwingli-Forschung der beiden letzten Jahrzehnte werfen!

1939 erschien in Leipzig Rudolf Pfisters erste Arbeit: „Das Problem der Erbsünde bei Zwingli.“ 1943 erschien der erste, 1946 der zweite Band von Oskar Farners großer Zwingli-Biographie, 1949 Arthur Richs Dissertation „Die Anfänge der Theologie Zwinglis“, sie alle im Zwingli-Verlag, Zürich. 1952 folgte Gottfried W. Lochers „Die Theologie Huldrych

Zwinglis im Lichte seiner Christologie. I. Teil: Die Gotteslehre“. 1954 schon schenkte uns Farner den gewichtigen dritten Band: „Huldrych Zwingli, seine Verkündigung und ihre ersten Früchte, 1520–1525.“ 1950 publizierten wir in den Heften der „Zwingliana“ Edwin Künzlis „Quellenproblem und mystischer Schriftsinn in Zwinglis Genesis- und Exodus-Kommentar“ (Band IX, 1950, S. 185–207; 1951, S. 253–307).

Handelt es sich nur um eine ansehnliche und erfreuliche Bereicherung unserer Zwingli-Literatur? Es geht allen Autoren mit vollem Recht um viel mehr. Gegenüber einer Auffassung, die Zwingli sehr stark in die Reihe humanistischer Denker stellte, welche einen religiösen Universalismus und damit zugleich einen gewissen Relativismus vertraten, wie die Florentiner Platoniker, Erasmus, die italienischen Häretiker, macht die neuere Forschung nun mit großer Energie, Sachkunde und theologischer Sorgfalt an Hand allseitig und gründlich interpretierter Texte mit fundierter wissenschaftlicher Sicherheit klar, daß Zwinglis Denken und Glauben reformatorisch, durch und durch evangelisch ist, nicht zugleich auch heidnisch-antik, vor allem immer christozentrisch, und daß Zwinglis Glaube als Glaube an Jesus Christus den einzig wahren und gottgewollten Weg zum Vater dank Gottes Führung durch den Heiligen Geist ging.

Neben dem historisch so wichtigen Ergebnis, daß Zwingli auf alle Fälle unabhängig von Luther Reformator geworden war, ist es ebenso wichtig zu wissen, welchen reformatorisch-evangelischen Glauben er lehrte und verkündigte. So nur wird es verständlich, daß von der Zürcher Reformation die weltgeschichtliche Wirkung des reformierten Protestantismus wesentlich bestimmt war und daß Zürich zur Zeit Bullingers das ökumenische Zentrum dieser Reformation war, auch als Calvin schon in Genf auf der Höhe seines Wirkens stand.

Wir wünschen dieser Forschung von ganzem Herzen einen ertragreichen Fortgang.

Die Zwingli-Ausgabe. Im Juli 1956 erschien: *Huldreich Zwinglis Sämtliche Werke Band XIV*, Bogen 1–10, enthaltend aus den Exegetischen Schriften: *5 Jesaja-Erklärungen*. Im November 1956 erscheint eine nächste Lieferung: Band XIV, Bogen 11–15. Bearbeiter des Bandes ist D. Dr. Oskar Farner, Professor an der Universität Zürich. Die Ausgabe gehört wie bisher dem Corpus Reformatorum an und bildet darin volumen CI. Dieser und weitere Bände der Zwingli-Ausgabe erscheinen im Verlag Berichthaus Zürich. **L. v. M.**

REDAKTION: PROF. DR. LEONHARD v. MURALT
Druck und Verlag der Buchdruckerei Berichthaus in Zürich 1